

Samstag, den 24. Juli.

Gedanken über den Eros.
Ich dachte, dass ein Gefangener härteren erotischen Stürmen unterworfen sei. Ich fürchtete mich vor häufigen sexuellen Anfechtungen. Aber nichts davon. Der Gefangene ist zu unglücklich, als dass er anders an seine Frau denken könnte, als an die Mutter und Schwester, die in ihr lebt. Man dürstet nach einer unsagbaren Zärtlichkeit, einem Trost ohne Grenzen und nicht nach Lust oder Genuss.

Schreie. Ein Mann ist geschlagen worden.

Samstag, den 31. Juli.

Drei Uhr Alle Türen öffnen sich. Man geht hinaus, ohne zu verstehen. Eine wahre Menschenmasse steigt die Treppen hinab wie eine Herde verstörter Schafe. Angst und Neugierde versteinern die Gesichter. Die Sonne brennt gegen die Mauern, und die Hitze erfüllt den Hof wie gegossenes Blei.

Die drei- oder vierhundert Gefangenen werden in drei Reihen aufgestellt, so dass sie ein offenes Viereck bilden. Vor ihnen steht die ganze Gestapo, mindestens 20 bis 25 Polizisten und verschiedene Offiziere mit ihren Gehilfen, Kerle, die über Macht verfügen, in Zivil gekleidet, zweifellos dazu da, uns Angst einzuflöschen. Sie sind alle da. Das ganze Gefängnis ist da. O diese Gesichter, diese Reihe lebendiger Toten! Ich sehe viele wieder, von denen ich glaubte, dass sie nicht mehr da seien. Dieser Anblick hat etwas Furchtbares, etwas Infernalisches, etwas von einer Halluzination. Werde ich niemals mehr aus diesem Alpdrücken erwachen? Ich sage mir plötzlich, dass man uns einer Hinrichtung beiwohnen lässt. Aber ich schreie zu Gott, dass ich nicht will, dass ich mich weigere... während der Teufel mich dessen versichert, dass es sehr interessant sein werde und dass viele Leute sich ein solches Schauspiel etwas kosten lassen würden. Es ist mir, als ob ich im nächsten Augenblick falle.

Es scheint schon vorüber zu sein. Man erklärt uns auf französisch:

«Drei eurer Kameraden sind erschossen worden, weil sie Briefe weggeschickt haben.»

Wer auch immer in Zukunft eine Nachricht aus dem Gefängnis schickt, wird auf der Stelle erschossen. Andererseits können jene, die noch Bleistifte haben, diese heute abend bei der Suppe zurückgeben. Von morgen ab werden wir die Zellen durchsuchen, und wer im Besitze eines Bleistiftes gefunden wird, wird auf der Stelle an die Mauer gestellt und erschossen. Hat jedermann verstanden? Wir wiederholen: Wer immer auch gefunden wird... Sie können abtreten! Ich frage den Hauptmann: «Geben Sie das Ihrige zurück?» «Ich glaube, dass es besser ist», antwortet er mir. Um Himmelswillen! Wenn er es zurückgibt!...

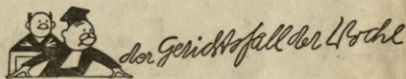
Es kann mir tatsächlich nichts Schlimmeres widerfahren. Zu allem hinzu noch die ständige Todesgefahr ertragen — ich habe nicht die Kraft dazu. Ich sage mir: «Um so schlimmer. Ich verliere alles, aber wenigstens erhalte ich mein Leben dafür. Mein Leben ist mehr als mein Bleistift.» Die Front ist durchbrochen durch die Macht der Bedrohung. Sogleich aber löst sich die Gegenoffensive aus: «Mein Bleistift weggeben! Dummkopf! Dein ganzes Vermögen, deine ganze Hoffnung, deine Arbeit, dein Zeitvertreib. Unwürdiger Kerl! Suche es lieber richtig zu verstecken.» Von drei bis sieben Uhr folgen sich die Angriffe und Gegenangriffe ohne Aufhören. Als um sieben Uhr der Polizist seine Hand voller zurückgezogener Bleistifte durch die Türe streckte, hatte ich die Kraft, ihm nur den unbrauchbaren Stumpfen zu geben, den eine junge Frau beim Verhör mir zugestreckt hatte, und die anderen zu behalten. Auch der Hauptmann hat das seinige nicht zurückgegeben. Er hat sich wie ich mit der Zeit erholen können.

Von diesem Augenblick an aber ist es vorbei mit meiner Ruhe. Von diesem Augenblick an schreibe ich unter der Bedrohung des Todes, und der Tod weilt verborgen bei mir in der Zelle. Uebrigens wohlverborgen im Blick auf die Durchsuchung von morgen. Ich kann, wenn ich das Gefühl habe, dass ich nicht standhalte, ich kann sie immer noch in den Eimer werfen und für immer in der Kloake verschwinden lassen. Ah, die Entscheidung ist also nicht unwiderruflich!

DIE TOTEN AN DIE LEBENDEN

Durch stetes Vorsagen, von Jugend auf, kann man jeden Aberglauben dem Menschen als fixe Idee einpfropfen. Aber was mehr ist: solche eingepfropfte fixe Idee wird, wie die Abrichtung der Jagdhunde, am Ende erblich, wenn lange Zeit von Geschlecht zu Geschlecht die Einpfropfung wiederholt worden.

Schopenhauer.



Eine Mühselige und Beladene

Mitten im grossen Schwurgerichtssaal auf einem harten Stuhl, das verhärmte Gesicht den Geschworenen zugewandt, sitzt sie, die Angeklagte, eine zermürbte Greisin, schlatternd in ihrem fadenscheinigen Mantel. Wahrlich, eine Mühselige und Beladene, Furche an Furche haben Armut und Krankheit in dieses Menschenantlitz eingegraben, 71 Jahre lang, es könnten auch 85 sein. Die Augen sind fragend, befürchtend, nicht verstehend, die mageren Hände zittern und wischen von Zeit zu Zeit die Tränen ab, die über die hohlen Wangen rollen. Dem Präsidenten antwortet sie mit scheuer, farbloser Stimme, es ist, als ob sich die Worte erst vom Druck einer schweren Last lösen müssten.

und Kinder kurzerhand im Stich und am Hungertuche nagen liess. Die tapfere Mutter aber suchte Arbeit, und nach drei Jahren holte sie auch Elsi in die ärmliche eigene Stube. Welch grosse Freude und welch grosse Not! Drei Kinder starben an Unterernährung, drei schwanden im blühendsten Jugendalter an der Tuberkulose dahin, denn diese Aermsten kannten keine Puppen, keine Spiele im Freien, in jeder freien Minute, bis tief in die Nacht hinein, mussten sie Papiersäcke kleben, und die Nähmaschine ratterte sie in den Schlaf und weckte sie am frühen Morgen. Elsi hat die Hände der Mutter nie rasten sehen. Arbeiten bis zur Erschöpfung, nur nicht die öffentliche Fürsorge beanspruchen, war



die Lebensdevise dieser Frau, das setzte sich in Elsis kindlichem Gemüt fest.

Mit 14 Jahren kam Elsi in die öde Fabrik, 12 Stunden lang stand sie in Lärm und Staub an der Maschine, und dafür gab man ihr 20 Franken Lohn alle 14 Tage. Kinderarbeit, billige Arbeit!

Vier Jahre später lernte die Jugendliche vernickeln und versilbern, eine ungesunde Arbeit, aber sie hatte sich unerhört verbessert. Sie musste nur 9 Stunden lang die beissenden Dämpfe einatmen und bekam dafür Fr. 4.80 am Tag. Und jetzt, wo man etwas Luft bekam, fing die Mutter an zu kränkeln — Elsi lernte bei ihr noch schneiden —, der Tod nahm der Müden die Nadel aus der Hand, endlich konnte sie einmal ausruhen.

Mit 29 Jahren heiratete Elsi einen Magaziner, und dann begannen für sie die Glanztage ihres Lebens. 18 Jahre lang lebte sie in schönster Harmonie mit ihrem Mann, man hatte es nicht leicht, o nein, 35 Rappen Stundenlohn reichten nicht weit, die fleissigen Frauenhände nähten Hose um Hose, man gönnte sich kein Vergnügen, auch nicht das kleinste, und man brachte es sogar fertig, doch noch etwas zu ersparen, 2000 Franken für die alten Tage, für eine ferne Zukunft, von der man nicht wusste, wie sie aussehen werde. Denn beide Leutchen wollten unter keinen Umständen der Öffentlichkeit zur Last fallen.

Ein schweres, unheilbares Leiden warf den Mann aufs Krankenlager, Elsi musste für beide arbeiten, aber an den Sparbatzen wurde nicht gerührt, das war ein Schatz, ein Heiligtum. Das Vermächtnis, das der Sterbende seiner Frau hinterliess, damit sie in ihren alten Tagen nicht in Not gerate.

Ein Jahr lang blieb Elsi allein, dann heiratete sie einen um 14 Jahre jüngeren Bierchaffeur, einen guten Arbeiter mit einem anständigen Lohn, der in ihr kleines Heim einzog und ihr ein schöneres Leben versprach. Aber es kam anders. Ein schöner Teil des Verdienstes blieb in den Wirtschaften liegen, Elsi musste wieder nähern wie zuvor, wie ihre Mutter sass sie an der Nähmaschine bis tief in die Nacht hinein.

1937 kam dann die Katastrophe. Ein Schlaganfall lähmte den grossen, starken Mann, als unheilbar verliess der Fünfzigjährige das Spital, ans Bett und an den Lehnstuhl gebunden, hatte er keine see-

lischen Reserven, um das Unglück zu tragen, er polterte gegen die machtlose Frau. Elsi war am Verzweifeln, sie dachte an Scheidung, an Selbstmord, und dann siegte das Mitleiden, sie brachte die grössten Opfer. Sie, die 65jährige, selbst schwer herzkrankte Frau arbeitete, bis sie umfiel, denn die laufenden Mehrausgaben für den kranken Mann waren gross, er musste besser essen, brauchte viel Wäsche, viele Medikamente, und die teuersten bezahlte ja die Krankenkasse nicht — ein Armer darf nun einmal gewisse Mittel nicht haben, die sich der Reiche kaufen kann!

Die Rente, die die Brauerei freiwillig auszahlte, und die Batzen, die Elsi mit ihrem Blute verdiente, reichten nicht aus, und so ging sie den Weg, den sie gemeint hatte, nie gehen zu müssen, im Leben nicht und im Sterben nicht, den Weg zur Fürsorge. Und da begann die Tragödie. Sie verschwand den Sparbatzen, denn das war etwas Ausgeschaltetes aus ihrem jetzigen Leben, davon wusste auch ihr Mann nichts, das war etwas für die Zeit, wo sie nicht mehr arbeiten konnte, nach dem Willen des längst Verstorbenen.

Auch über ihren Verdienst machte sie unrichtige Angaben, und hier log sie aus Furcht. Aus Angst vor dem Armenhaus. In Elsis Kopf, der durch die seelische und körperliche Not verwirrt war, mussten die Dinge ungefähr so liegen: Ihre eigene Krankheit und das Leiden des Mannes verursachten ständige Mehrausgaben, die weit über dem vom Fürsorgeamt errechneten Existenzminimum für ein kinderloses Ehepaar lagen. Wenn sie den Verdienst nicht voll angab und die Unterstützung des Fürsorgeamtes dazu legen konnte, dann war es ihr gerade möglich, mit ihrem Mann zusammen an der Hungergrenze zu existieren. Gab sie aber ihren Verdienst ganz an, so musste das Fürsorgeamt die Zuwendungen kürzen, und damit hätten die lebensnotwendigsten Ausgaben die Einnahmen bei weitem übertraffen. Arme Leute haben keinen Kredit. Elsi wäre gezwungen gewesen, das Fürsorgeamt am laufenden Band und Extrazulagen anzugehen für Wäsche, Kleider, Heizung und dergleichen mehr, und sie hatte furchtbar Angst, die Öffentlichkeit würde das viel zu viel finden und sie einfach abschieben in die Heimatgemeinde, ins Armenhaus. Und ausgerechnet dorthin wollte sie unter gar keinen Umständen ein zweites Mal, dagegen hatte sie ja ein ganzes Leben lang gekämpft!

Oh, Elsi war sich nicht bewusst, irgend etwas Böses zu tun, sie arbeitete ja bis zur Erschöpfung, und sie konnte ja auch gar nicht annehmen, dass sie das Fürsorgeamt schädigen würde, denn man schlug sich doch so elendiglich durchs Leben, dass man es elendiger gar nicht hätte ertragen können! «Ich habe dieses Elend gesehen», sagte die Verteidigerin zu den Geschworenen, «tagelang hat mich der Anblick wie ein Alpdruck verfolgt!»

Den Sparbatzen hatte sie ja auch schon längst hervorgeholt, denn jedermann erzählte von Heilkünstlern, sie kamen ins Haus mit ihren Zauberkleinern, der kranke Mann konnte und wollte einfach nicht glauben, dass gegen sein Leiden kein Kraut gewachsen sei, und so floss das einst unter schweren Entbehnungen ersparte Geld in die Taschen gewissenloser Charlatane, denen man — wie es scheint — in unserem Kulturstaat das Handwerk nicht legen kann, obwohl sie an unserer Volksgesundheit und an unserem Volksvermögen offensichtlich ungeheuren Schaden anrichten. Elsi gehörte auch zu den bedauernswerten Opfern, der Schatz zerann, die Mittel halfen nichts, nun war sie am Ende.

Und dieses Bündel Elend und Jammer wurde nun noch vor die Schranken des Gerichts gezerrt, vom Fürsorgeamt. Vier Stunden lang musste sie auf ihrem Stuhl sitzen, und ich bin sicher, dass Elsi immer nur eines gedacht hat: «Ich habe doch gearbeitet, bis ich umfiel. Ich habe doch niemanden geschädigt, mit weniger Geld hätten wir ja gar nicht leben können. Ich habe doch nichts Böses getan.»

Nach vier Stunden, um die Mittagszeit, konnte Elsi nicht mehr, leichenblass, zusammengebrochen, musste sie hinausgeführt werden. Es war vielleicht nur ein kurzer Aufschub, dass der Tod sie nicht gleich aus dem Gerichtssaal in seine Arme nahm, damit sie doch wenigstens noch das Urteil erfahren könne. Denn es war ein menschliches Urteil, Richter, Geschworene und Staatsanwalt haben vor allem den Menschen und sein Leben vor Augen gehabt — er war am Ende gestrauchelt, aber er war milde zu bestrafen.

Vor allem haben die Geschworenen — und darüber kann man sich nicht genug freuen — die Gewerbmässigkeit des Betrugers verneint, und dies trotz des dringenden Appells des Herrn Staatsanwalts, sich doch ja nicht von der Praxis der Berufsrichter, fussend auf einem (allerdings höchst umstrittenen und fragwürdigen) bundesgerichtlichen Entscheid, zu entfernen, weil das dem Ansehen des Schwurgerichtes schaden würde. In diesem Falle aber hätte es wohl eher dem Ansehen des Schwurgerichtes geschadet, wenn man diese Greisin als gewerbmässige Betrügerin gebrandmarkt hätte. Denn Elsi ist (Fortsetzung auf Seite 11.)

Zwei Generationen werden ausradiert

Zu jung um zu kämpfen — aber nicht zu alt, um zu sterben

«Wir alle sind hier verdammt hart geworden und kennen nur den einen Gedanken. Den an den Sieg. Papa schrieb mir gestern den ersten Brief aus Paris. Wie stolz ich da war und wie sehr ich bedauert habe, dass ich noch zu jung bin, um am Endkampf gegen England teilnehmen zu können. Du kannst es glauben oder nicht: Es gibt keinen unter uns, der nicht stolz wäre, ein Deutscher zu sein.»

Diesen Brief erhielt ich im Juli 1940, als ich in Altdorf die Munitionsfabrik bewachte. Eine Schwester meines Vaters hatte einen Deutschen geheiratet, und daher besass ich in Berlin einen Cousin mit deutscher Staatsangehörigkeit, der mir die obigen Zeilen zukommen liess, als Frankreich gefallen war und man sich zum Sturm auf England anschickte. Heute habe ich diesen Brief wieder hervorgeholt, weil mir meine Tante mitteilte, dass eben jener Cousin vor drei Monaten an der Ostfront gefallen sei. In einem Tank, trotzdem er Flieger werden wollte. Ihr Mann aber läge mit einer schweren Schussverletzung in irgendeinem Lazarett. Kleine Notizen, die auf das Maximum der zwei gestatteten Briefseiten gebracht werden müssen.

Mein Cousin hatte mir nach dem oben erwähnten Brief nicht mehr geschrieben. Vielleicht deshalb, weil er ein Jahr später nicht mehr «zu jung war, um am Kampf gegen England teilzunehmen», vielleicht auch, weil ihm meine Antwort nicht gefallen hatte. Aber ich glaube, dass seine jetzigen Ansichten nicht mehr die gleichen gewesen sein dürften. Vor mir aber sind noch einmal die Bilder lebendig geworden, die ich während meiner ausgedehnten Besuche vor Kriegsbeginn in Berlin in mich aufnehmen durfte.

Ich sehe sie noch heute vor mir, jene schlanken Burschen, die in der Kriegs- oder Nachkriegszeit geboren, noch immer mit den Folgen der Kohlrübenernährung belastet schienen. Jetzt begegneten sie mir in der braunen Uniform der Hitlerjugend, an der eine Anzahl Sterne auf der Achselklappe und eine buntgefärbte Schnur die Höhe des erreichten Führergrades anzeigte. In kleinen Trupps zogen sie durch die Strassen, Lieder singend, in denen von den Heldentaten der Vergangenheit und vom Ruhm der Zukunft die Rede war. In den Wäldern ausserhalb der Stadt pflegten sie ihre Kriegsspiele auszutragen oder sich an der Handgranate oder

am Gewehr zu üben. Wenn sich dann die Nacht über den schaurig-schönen Spuk senkte, entflammten die Lagerfeuer, an denen Geschichten von Landsknechten oder vaterländisch gefärbte Berichte des vergangenen Krieges gelesen wurden. Welch ein Leben war das! Wie klein waren die Verdienste der bürgerlich-ruhigen Welt gegen die, die man auf dem Schlachtfeld erwerben konnte. Gewiss hatte manch ein Vater auch von den Schrecken des vergangenen Weltkrieges gesprochen. Von den schlammigen Schützengraben, von den Schreien der tödlich Verwundeten, die durch die Nacht drangen und der furchtbaren Tragödie ihren musikalischen Rahmen gaben. Von den Läusen, die den äusseren und der Ruhr, die den inneren Menschen quälten. Aber nahmen jene Väter nicht einen völlig falschen Standpunkt ein, waren sie nicht vielleicht doch zu kleinbürgerlich gewesen, um die Grösse des ganzen Vorganges richtig zu erkennen, musste man ihnen nicht überhaupt mit Misstrauen begegnen, die möglicherweise schon von dem Gift der vierzehnjährigen «marxistischen» Regierungsform gelect hatten? Wie anders waren sie doch dagegen, wie «hart» war man doch im Grunde schon, trotz der Jugend. Wie wundervoll war es, den ursprünglichen Text des Liedes «Denn heute da hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt» abzuwandeln in «Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt».

So standen sie in der Welt, die sie als ihren Feind betrachteten, weil sie sie nicht verstehen wollte. Weil sie nicht begreifen konnte, dass es unsagbar süss ist, Rohstoff der Geschichte zu sein, die sich unklar abzeichnete. Aber fragt die Hanfaser danach, wie dick der Strick sein wird, in den man sie hineindreht? Ja, die Jugend war gewonnen, und jene, die unter ihr abseits standen, mussten mitmachen, wenn sie nicht letzten Endes alles riskieren wollten. Welche Aussichten konnte ein Nichtmitglied des Nationalsozialistischen Studentenbundes schon im Kreise der Studenten haben, fragte nicht der Betriebszellenobmann jeder Firma beim Einstellen eines Lehrlings nach dessen Zugehörigkeit zur Hitlerjugend?

Aber auch für die ältere Generation wurde das Denken merklich vereinfacht. Hatte nicht letzten Endes jener Schandvertrag von Versailles an allem die Schuld? Wenn die Waren knapper und teurer wur-

den, war dies nicht der sicherste Beweis für das Fehlen am Lebensraum? War es nicht einzig der Mangel an Kolonien, der die Schuld trug, dass Kaffee und Schokolade immer seltener wurden? Und manches betagte Haupt mag sich unter die Wucht dieser so wunderbar logischen Beweisführung gebeugt haben und in stolzem Erleben das Wiederaufstehen einer rühmreichen Epoche genossen haben, die sich in glänzenden Paraden und ein-drucksvollen Aufmärschen äusserten.

So ging im Grunde alles seinen logischen Weg. Die Festung war sturmreif geschossen, als der letzte entzündende Funke in das Pulverfass fiel. Und wieder traten zwei Generationen auf die Kampfplätze hinaus. Wie weit lag selbst den Älteren jetzt schon der andere Weltkrieg. Vergessen das unglückliche Kriegsende, überwunden die Erinnerungen an die Inflation. Ha, welch ein Rausch, welch ein Leben! Und im schmetternden Klang der Landsknechtlieder zog ein Volk aus, seinen Lebensraum zu erobern. Frankreich, Polen, Holland, Belgien, Norwegen, der Balkan, Russland — «und morgen die ganze Welt».

Und zwei Generationen gingen den Weg, den ihnen das Schicksal vorge-schrieben zu haben schien. Die Landsknechtlieder haben ihren Schneid verloren, der Jubelton erstarb auf den Lippen und wurde im Schlamm der weiten russischen Landschaft zum entsetzten Röcheln. Und die ausgedehnten Räume, die Lebensraum werden sollten, werden Todesraum. Aus den stolzen Marschkolonnen, deren Schritte über die Strassen des Kontinents dröhnten, wurden Armeen, die verzweifelt um ihre nackte Existenz kämpfen. Und nur um diese, denn auch über das Hinterland gehen die apokalyptischen Reiter hinweg. Wieder sind die Läuse, der Schlamm, die Todesschreie da und häufen ein fürchterliches Gericht auf eine Generation, die vergessen hatte, und auf eine, die nicht hören wollte oder nicht mehr hören konnte. Einer nach dem anderen wird unerbittlich und hart aus ihren Reihen genommen, genau wie mein Cousin, der 1940 noch zu jung war, um mitkämpfen zu können und der doch 1943 schon alt genug war, um zu sterben. Wenn dieser Krieg beendet sein wird, werden zwei Generationen fast ausgelöscht sein, und nur Greise und Kinder werden ihre Tränen in diejenigen der Frauen mischen, die über den Trümmern weinen.

Den Kommenden aber soll es Verpflichtung sein, die Kinder von der falschen Romantik des Krieges zu entgiften. Der Krieg ist kein Landsknechtsgesang und kein Entfeld des Ruhms. Er ist scheusslich und ekelhaft, sein Preis ist das Ende der Kultur, und sein Gewinn ist der Tod und die Vernichtung.

Der Brief meines Cousins und die Mitteilung seiner Mutter liegen jetzt in meinem Schreibtisch. Ich will sie beide meinen Kindern zeigen, wenn sie alt genug sind, um zu begreifen, dass ein Menschenleben länger währen soll als nur vier Jahre. Pws.

BILDER

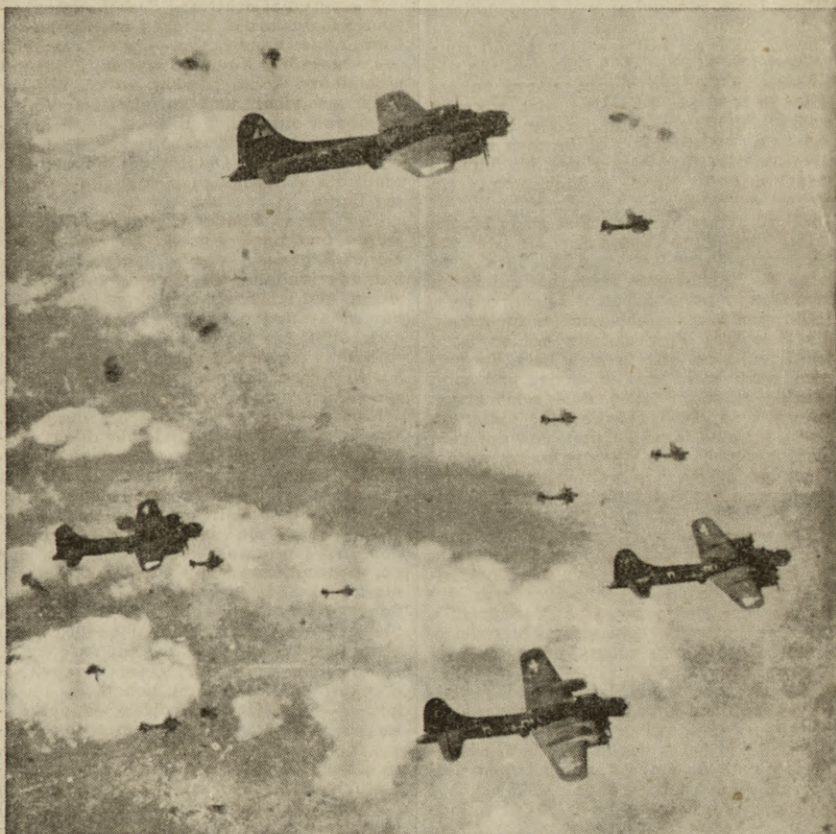
ohne Worte

Stalin: „Keinen Schritt mehr zurück!“



Kladderadatsch

Aus der deutschen satirischen Zeitschrift «Kladderadatsch» vom 16. August 1942



Viermotorige illegende Festungen über Berlin

Die Aufnahme ist am 6. März 1944 von einem Beobachtungsflugzeug aus gemacht, an welchem Tag ein ganz schweres Bombardement Berlins durchgeführt wurde. Die Länge der angreifenden Verbände erstreckte sich auf ca. 20 km. 2000 Tonnen Bomben wurden abgeworfen. Die dunklen Flecke sind explodierende Flakgranaten.

Briefmarken als Wertpapiere

(Eing.) «Ich habe noch einige Kuverte zu verkaufen, haben Sie dafür Interesse?» — Die Brieftasche wird geöffnet, und heraus kommen vier Briefe mit je einer «Zürich 6» in frischer Farbe. — «Was geben Sie mir dafür?» — Nach Untersuchung der Briefe offeriere ich ihm Fr. 1300.—, worauf er mich verwundert ansieht. Ich frage, ob dies zu wenig sei, worauf er gesteht, nicht gewusst zu haben, dass für Briefmarken so viel bezahlt wird. — In der Folge wird er gesprächig und erzählt, dass er noch einen Brief mit einem «Zürich 4» gehabt hätte, welcher ihm von einem guten Freund für Fr. 150.— gefälligkeitshalber abgekauft worden sei. Ich belehre ihn, dass ein gutes Stück mehr als zehnfachen Wert haben könne. Auf meine Frage, woher er die Briefe hätte, erzählt er, dass diese von einer alten Dame stammen, die beim Aufräumen alter Sachen vielleicht ein Dutzend solcher Briefe vernichtet hätte. Dies geschah Ende 1943, in einer Zeit, wo täglich Inserate zu lesen sind, dass der Fachmann gerne seinen Rat in Briefmarkenangelegenheiten erteilt und für gute Stücke auch gute Preise zahlt. Solche Begebenheiten sollten eine Belehrung sein für alle, die einzelne Marken oder Kuverte haben. Vernichten Sie nichts, sondern lassen Sie den Fachmann über den Wert derselben urteilen. Natürlich gibt es Marken, die nicht 10 Rappen Wert haben, aber dafür gibt es manchmal unverhofft auch solche, die Fr. 6000.— bis Fr. 8000.— einbringen können. Marken sind heute Wertpapiere, vergessen Sie das nicht. Jeder begrüsst es, wenn er unverhofft zu einem grossen Betrag kommt. Hier ist die Gelegenheit dazu! Sehen Sie deshalb Ihre Schubladen nach!

Radio-Reparaturen
 seriös und fachgemäss,
 auch im Kundenhaus.
 Grosse Röhren- und Ersatzteilager.
 A. Seeholzer
 TEL. 33997
 ZÜRICH • LOWENSTR. 20
 RADIOS ALLER MARKEN
 Teilzahlung - Miete - Tausch

(Fortsetzung von Seite 9.)

auf keinen Fall eine Verbrecherin, keine abgeteilte Kreatur, die vom Betrug lebte — und an eine solche hat doch der Gesetzgeber gedacht, als er den Begriff «gewerbmässig» prägte und dafür die schwerste Freiheitsstrafe, Zuchthaus, ansetzte.

Sechs Monate Gefängnis und bedingte Verurteilung hat der Staatsanwalt beantragt, und keiner der Richter hatte dagegen etwas einzuwenden. Elsi kann nun also in Freiheit sterben und muss nicht als Zuchthäuslerin begraben werden. Aber damit ist der Fall nicht erledigt, wir können nicht einfach aufatmen, bestehen bleibt die Tatsache, dass die beteiligten Funktionäre des Fürsorgeamtes einen Fehltritt, der auf menschliche Weise hätte korrigiert werden können, in eine unmenschliche Anklage verwandelt haben. Es dürfte diesen Herren schwer fallen, mit gutem Gewissen zu behaupten, der Gerichtsfall sei unvermeidlich gewesen. Auf jeden Fall hat der Unterzeichner der Strafanzeige die Alte wohl kaum jemals in ihrem Elend aufgesucht, und er hat sicher auch im Gerichtssaal gefehlt. Man hat sich doch nicht um die Menschen, nur um die Richtigkeit ihrer Angaben zu kümmern Bestimmt werden die Herren vom Fürsorgeamt nicht wenig angelogen, manchmal sicher auf freche und arglistige Weise, aber wer Tag für Tag mit den Armen zu tun hat, sollte nachgerade auch herausgefunden haben, dass es vor allem Angst und höchste Not sind, welche diese Menschen verwirren, und es wäre eben edelste Aufgabe der Fürsorge, nicht nur jeden Monat durch einen Patron das Geld auszahlen zu lassen, sondern die armen Leuten auch menschliches Mitgefühl und waches Interesse an ihren Sorgen und Kümernissen fühlen zu lassen. Viel Angst würde sich da in Zuversicht wandeln!

Durch die Untersuchung ist Elsi ganz zusammengebrochen, sie kann nicht mehr arbeiten, drei bis vier Jahre ihres Lebens hat die Aufregung gefressen, ihr Gewicht ist um 20 Kilo geschwunden. Wir haben ein grosses Unrecht wenigstens teilweise wieder gutzumachen. Elsi isst nun mit ihrem kranken Mann bei Verwandten in ihrer Heimatgemeinde das Gnadentrot, wie bitter es schmeckt, weiss nur der, der es selber einmal hat herunterwürgen müssen. Das Armenhaus wartet. Wir müssen verhüten, dass Elsi an dem Ort sterben muss, vor dem sie sich ein Leben lang gefürchtet hat, ihr Lebenskampf darf nicht umsonst gewesen sein. 71 Jahre lang hat sie ihre Pflichten der Gesellschaft gegenüber bis zur Selbstaufgabe erfüllt, an uns ist es nun, unsere Pflichten Elsi gegenüber zu erfüllen. Wir müssen ihr helfen.

Der Arbeitgeber des Mannes, die Brauerei Haldengut, hat den vom Unglück geschlagenen Leuten aus freiem Willen eine Rente von zuerst 150, später 75 Franken im Monat ausbezahlt — bei der Abreise in die Heimatgemeinde scheint die Quelle nun versiegt zu sein. Elsi weiss schon, dass sie auf diese Rente keinen Anspruch hat, aber vielleicht findet sie doch Gehör, sie wird sie ja nicht mehr lange brauchen.

Ach, es wäre so schön, wenn diese Frau am Ende ihres freudlosen Daseins noch ein wenig unerwartete Güte erleben dürfte, die Freude, dass in der Schweiz eine Greisin nach einem arbeitsreichen, rechtschaffenen Leben in der eigenen bescheidenen Kammer die Augen für immer schliessen kann. Sie wird wahrscheinlich nicht mehr leben, wenn bei uns alle Glocken die soziale Tat der schweizerischen Altersversicherung einläuten werden, wir aber wollen doch das Nötige tun, dass ihre letzten Tage noch ein klein wenig Licht und Wärme haben. Elsi hat es verdient, dass wir an ihr den schönen Gedanken «Alle für einen» in die Tat umsetzen.

Trudi Weber.



Der Absatz ins Ausland versagte immer mehr: die Arbeitslosigkeit nahm in den Jahren 1935/36 sehr bedrohliche Formen an. Die von Bundesrat Edmund Schulthess und seinen Helfern damals so heldenhaft durchgeführte Abbau- oder Deflationspolitik versagte leider, besonders infolge des Widerstandes unserer grossen Gewerkschaften und Industriesyndikate.

«Politische Rundschau.»

Die höchsten Güter

In allen möglichen Zusammenhängen kann man heutzutage der Feststellung begegnen, der Mensch sei wiederentdeckt worden. Es unterliegt auch tatsächlich keinem Zweifel, dass etwas Wahres daran ist. Wirklich scheint sich gegenwärtig parallel zum Kriegsgeschehen eine Art Geistgeschehen angebahnt zu haben, das ein gewisses Erwachen erhöhter Selbsterkenntnis des Menschen verrät.

An einer kürzlichen Tagung, wo Menschen aus verschiedensten Wirtschafts-, Staats- und Gesellschaftspositionen gemeinsam über die Idee der Betriebsgemeinschaft innerhalb wirtschaftlicher Unternehmungen ihre Erfahrungen, Gedanken und Wünsche austauschten, wurde beispielsweise in vollem Gewissens Ernst der Satz ausgesprochen: «Zweck und Sinn des Wirtschaftens ist nach heutiger Anschauung nicht länger das Geldverdienen oder die Rendite, sondern der Mensch.» Hätte es vor 20 Jahren jemand gewagt, eine solche These aufzustellen, er wäre gewiss nicht ernst genommen worden.

Aber nicht nur, dass so etwas heute gesagt und verstanden wird, zeugt von der Wandlung, die eingetreten ist, sondern auch die Tatsache, dass es in einer völlig bunt und heterogen zusammengesetzten Versammlung gesagt und ernst genommen wurde. Ueber allen noch so radikalen Gegensätzlichkeiten der Herkunft, der Weltanschauungen, die vertreten wurden, spürte man deutlich ein umfassend Menschliches, das in der gegenseitigen Achtung und Bereitschaft sich anzuhören, zum Ausdruck kam. Der Wiederentdeckte lebt unter uns, so empfand man.

Ein Stimmungsumschlag kündigt sich in solchen Erscheinungen an, der immer weitere Kreise ergreift. Während eine überlebte Epoche in den entsetzlichen Abläufen dieses Krieges sich selbst vernichtet,

keimt überall der Wille zu einem neuen Ernstnehmen und einer neuen Wertung des Menschen als Einzelwesen. Millionen Menschen sind infolge einer tragischen Unterschätzung des Menschen gezwungen, der Vernichtung zu dienen. Und diese Tatsache kann nur dadurch einen heilsamen Sinn zeitigen, dass in mindestens ebenso vielen Millionen Menschen die Erkenntnis auflebt: Krieg oder Frieden in der Menschenwelt hängen davon ab, was der Mensch von sich selbst im tiefsten Sinne hält. Die grauenhafte Katastrophe dieses Weltkrieges wäre ein sinnloses Verbrechen, wenn nicht die Ueberlebenden als Frucht dieses Geschehens die Notwendigkeit einer neuen Wertung des Menschen in ihr Denken, Fühlen und Wollen aufnehmen würden.

Was aber damit ausgesprochen ist, das bedeutet für jeden denkenden Menschen eine wahrhaft erschütternde Wahrheit. Sinn oder Sinnlosigkeit eines Weltereignisses hängt ganz allein von der Kraft oder Unkraft der Erlebenden selber ab, das Geschehen denkend zu durchschauen und das Durchschaute in den Willen aufzunehmen. Die Zukunft der Menschheit wird nichts anderes sein können als die Realisierung der Einsichten, die wir als Frucht des gegenwärtigen Geschehens gewinnen.

Hier begegnen sich im menschlichen Bewusstsein Notwendigkeit und Freiheit. Das Geschehene als Vergangenheit wirkt in der Gegenwart als Notwendiges zusammen mit der Freiheit nach der Zukunft mit ihren Möglichkeiten hin. Es wäre das Verhängnisvollste, was geschehen könnte, wenn sich der einzelne Mensch, ob er nun tätig oder nur leidend in das gegenwärtige Geschehen verstrickt ist, der Verpflichtung entziehen würde, als einzelner für «den Menschen» überhaupt die Konsequenzen aus dem Ganzen zu ziehen. Ge-



Zürich

Das Scala-Kino bringt in einer Spencer-Tracy-Festspielwoche am Donnerstag «Edison, der Mann», ein guter Gedanke und für Sie ein schöner Abend. Am Freitag spielt die griechische Pianistin Barbara Issakides im kleinen Tonhallaesal Beethoven, Schumann, Liszt und Chopin. Den Samstagnachmittag verbringen wir wieder einmal im Zoologischen Garten, wenn möglich mit Kindern zusammen, sie sehen nämlich Dinge, die wir Erwachsene kaum beachten. Am Sonntag könnten wir in den Sihlwald fahren und irgendwo in die Höhe wandern, die Vögel jubelnd jetzt so frühlich im Wald und überall gucken die Blättlein und Gräslein hervor. Sie dürfen ruhig einen Jauchzer losschicken, der Freude soll man niemals Ketten anlegen. Es werden beinahe jeden Tag neue Bücher auf den Markt gebracht, die von kommenden besseren Zeiten reden, nehmen Sie wieder einmal Karel Capeks Gespräche mit Masaryk vom Bücherregal, das ist ein Gespräch über alles Zeitliche, an dem uns gelegen ist und ein stilles Nachdenken über das, was ewig ist: «Die Demokratie ist nicht nur eine Staatsform, nicht nur das, was in den Verfassungen geschrieben steht, die Demokratie ist Lebensanschauung, sie beruht auf dem Vertrauen in die Menschen, in Menschlichkeit und Menschentum, und es gibt kein Vertrauen ohne Liebe, keine Liebe ohne Vertrauen. Die wahre, auf Liebe und Achtung zum Nächsten und zu allen Nächsten beruhende Demokratie ist die Verwirklichung der Gottesordnung auf Erden.» Am Dienstagabend sehen wir uns im Schauspielhaus, Bernhard Diebold spricht über Georg Kaiser.

Basel

Die Woche steht restlos im Zeichen der Mustermesse, die im übrigen nicht nur grösser und umfangreicher, sondern auch gescheiter und lebendiger aussehen wird als letztes Jahr. Ganz abgesehen von der künstlerischen Bereicherung, die von den riesigen Wand- und Standbildern ins Stadtbild getragen wird — nicht zu vergessen den einzigen, ersten und grössten geruchlosen Misthaufen, der als Stufen-Schrottpyramide gerade vor den Fenstern der Messedirektion entstanden ist! Das ist auch ein «amusement» — besonders für den Architekten, der sich aus den Kommentaren der Passanten Kraft und Trost holen kann...

Noch vor Messe-Eröffnung hat Alfred Rasser wieder seinen «Kaktus» ins Gambirinus gepflanzt, wo er fröhliche Blüten und Stacheln treiben soll! Sehen wir uns die Premiere am Donnerstag an — nachher wird's wohl mit dem Platz hapern. Am Freitag gehen wir ins Kino, etwa zu «Marinka», dem neuen Russenfilm, oder zu einem anderen der Mustermesse-Kinoprogramme,

die bei den fremden Besuchern den Eindruck erwecken sollen, als ob wir in Basel immer die aktuellsten und besten Filmprogramme hätten... Samstag hingegen ist Messe-Eröffnung: Da macht man seinen ersten Rundgang, der nicht der letzte sein wird, und orientiert sich zunächst einmal über das Wo und Wer und Was. Sonntag benützt man die traditionellen Tram-Kärtli, mit denen man den ganzen Tag nach Herzenslust tramfahren kann, zu einem Ausflug nach Aesch oder Pratteln, mit anschliessendem Spaziergang durch die einsame Natur (denn alles, was Beine hat, ist an diesem Sonntag in Basel auf der Messe). In der Einsamkeit wird man vielleicht das Verständnis dafür gewinnen, dass die Tram-Tageskärtli seit 1943 um die Hälfte aufgeschlagen haben... Am Montag ist im Stadttheater der traditionelle Mustermesse-Ehrenabend, mit Falstaff von Verdi — dunkler Anzug erbeten! — Dienstag ist der zweite Mustermesse-Rundgang fällig, unter besonderer Berücksichtigung der neuen Hallen vis-à-vis dem Hauptgebäude! — Und am Mittwoch unternimmt man vielleicht sogar ein Abstecher in das gefährliche Labyrinth der Degustationsstände, die es immer noch gibt, und wo man nicht nur den eigenen Menschen stärken, sondern auch die Sitten und Gebräuche seiner Mitmenschen studieren kann!

Bern

Wer Interesse an einer erstklassigen Variété-Nummer hat, der sichere sich rechtzeitig Karten für den Freitagabend. Wie Erna Sack die Tonleiter herauf und herunter kollert (daher Koloratur), das macht ihr niemand so schnell nach. Ganz abgesehen davon, dass sie es auf der obersten Sprosse oft fast länger aushält als die Zuhörer.

Eine der edelsten Aufgaben einer Kulturstadt ist die Unterstützung der einheimischen Künstler. Wer selbst ein Urteil hat und seine Meinung nicht erst bildet, nachdem er die Besprechung in der Zeitung gelesen hat, der bekunde seine Zuneigung durch den Besuch der Ausstellung des Malers Leo Deck im Cina. Deck ist noch jung und dennoch bereits im ganzen Land bekannt, wenn er sich so weiter entwickelt, wird er bald einmal zu den grossen Malern gezählt werden. Und da wollen wir doch dabei gewesen sein.

Im gleichen Zuge möchten wir auch Fritz Zbinden erwähnen, der am Montag einen Klavierabend im grossen Saal des Konservatoriums bestreiten wird.

Ein grossartig kühnes Unternehmen zieht Walter Kägi im zweitletzten Volkssinfoniekonzert am Mittwoch auf. Er bringt in Erstausführung ein Werk von Wladimir Vogel heraus. Das Aufgebot an Mitwirkenden ist imponierend. Strömt herbei, ihr Völkerscharen! Der Mut der Aktiven muss belohnt werden!

Die Zeit

Lästert nicht die Zeit, die reinel
Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weissen
Unbeschrieb'nen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel,
Doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift nicht just erbaulich,
Nun, was kann das Blatt dafür?

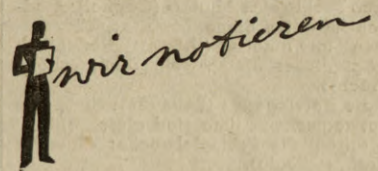
Anastasio Grün.

wiss, niemand darf blind sein gegenüber den von Ost und West nach dem europäischen Kontinent zielenden Machtendenzen, die sich im Neubau Europas manifestieren wollen. Trotzdem entbindet das Wissen um diese Dinge keinen einzigen Menschen der Verpflichtung, für seine Person die Konsequenzen aus dem Geschehen zu ziehen. Denn «den Menschen» kann nur der einzelne, auf sich gestellte Mensch in der Welt repräsentieren. Und den neu zu entdecken, wird die wertvollste Frucht der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit für die Zukunft sein.

Orgien eines noch nie dagewesenen Nationalismus haben zum Krieg geführt. Ihnen gingen Orgien weltanschaulicher Entwürdigung des Menschen voran. Es ist darum an der Zeit, dass sich der Mensch seiner universellen Veranlagung und Bestimmung als einzelner, denkend und wollend von neuem bemächtigt. Der Mensch ist mehr als nur Glied einer Nation und einer Rasse. Er trägt in sich einen unmittelbaren Bezug zum Ganzen, das sich Menschheit nennt. Nicht Rassen oder Nationen sind die legitimen Repräsentanten der Idee der Menschheit, sondern die einzelnen Menschen. Rassen- und Volkstümer bilden nur den Pflanzgrund, auf dem der einzelne Mensch sein Wesen als Repräsentant der umfassenden ewigen Menschheit als Werk seiner selbst aufrichtet, wenn er sich seiner wirklichen Bestimmung bemächtigt. Darum kann die Zukunft gerade nach den furchtbaren Katastrophen unseres Jahrhunderts zum Zeitalter «des Menschen» im wahrsten Sinne werden. Das hängt von uns allein ab, von jedem einzelnen Zeitgenossen.

Die sich ankündigende Neuwertung des Menschen wird dazu führen, in jedem denkenden Menschen die Ehrfurcht vor den höchsten Gütern der Menschheit zu erwecken. Diese aber sind die individuellen Anlagen und Begabungen des einzelnen Menschen. Aus ihnen erfloss der geschichtlichen Menschheit alles, was wir an Zivilisation und Kultur besitzen. In ihnen liegt aber auch die Zukunft. Mögen die Kriegerereignisse in Trümmer legen, wieviel immer sie müssen, in den individuellen Begabungen der gegenwärtig und der künftig lebenden Menschen liegen die Keime zu völlig neuen Zivilisations- und Kulturschöpfungen. Sie zur Entfaltung zu bringen und dadurch die wahrhaft teuer genug erkaufte Umwertung des Menschen zu realisieren, ist die höchste Aufgabe, der wir uns zuzuwenden haben, wenn wir dem grauenhaften Geschehen dieser Jahre einen menschenwürdigen Sinn geben wollen.

Uns Schweizern sollte es nicht schwer werden, unsern vollen Beitrag daran zu leisten, erfüllen wir doch damit nichts als die unsrer Geschichte eingepflanzte Bestimmung.
Willy Stokar.



In der Nationalratsdebatte wurde behauptet, dass ein Teil der deportierten Norweger Studenten wieder heim gehen dürfte, und die «Gazette de Lausanne» behauptete sogar, dies sei ein Erfolg der «schweizerischen Bestrebungen». Dies ist unrichtig. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, dass die 649 deportierten Studenten mit Ausnahme von vier noch in Deutschland sind. Diese vier aber sind — gestorben.

Im «Pester Lloyd», der halbamtlichen, in deutscher Sprache erscheinenden «ungarischen» Zeitung, vom 2. April 1944 lesen wir:

«Wie PT. aus Lemberg meldet, ist Operndirektor Horst Margraf, der kürzlich nach Lemberg berufen wurde, mit der Vorbereitung einer deutschen Oper in Lemberg beschäftigt. Zahlreiche namhafte Künstler der ersten Bühnen des Reiches wurden zur Mitwirkung an dieser neuen deutschen Oper, der östlichsten des Reiches, gewonnen.»

Zur Premiere spielen vermutlich die Kossaken auf!

KULTURSPIEGEL

Feldzug für den guten Film

Ein erster Erfolg

Bedeutende kulturelle Gemeinschaftsarbeit kann nur geleistet werden, wenn die Aufklärung die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit im Bewusstsein oder Unterbewusstsein des Volkes über das sachliche Interesse hinaus zu einem Drang zur Tat zu steigern vermag.

Jahrzehntlang haben Presse und kulturelle Organisationen versucht, die Öffentlichkeit auf die gefährliche Entwicklung des Filmwesens hinzuweisen. Kulturelle und wirtschaftliche Interessen des Volkes wurden verletzt. Der Souverän regte sich nicht. Und diese Passivität wurde von den filmwirtschaftlich interessierten Kreisen ausgenutzt mit dem Resultat, dass die Verbände des schweizerischen Filmgewerbes heute de facto ein Monopol besitzen. Das Volk, die Behörden eingeschlossen, haben zu einer der wichtigsten Sparten des kulturellen Lebens praktisch überhaupt nichts zu sagen.

Der Kampf der unabhängigen Kreise der Schweizerischen Filmkammer, der Besucherorganisationen und der Presse gegen diese unwürdigen Zustände hat sich indes in den letzten Jahren stark intensiviert, und er erreichte im vergangenen Herbst einen Höhepunkt. Die «Nation» beteiligte sich mit der wohldokumentierten Artikelserie «Feldzug für den guten Film», die weit herum grösste Aufmerksamkeit erweckte. Wir übernahmen dabei die nicht ganz ungefährliche Aufgabe, die schlimmsten Uebelstände mit gewohnter Schärfe kritisch zu beleuchten.

Es steht ausser Frage, dass die Situation dank dieser Entwicklung heute reif zur Lösung ist. Diese Erkenntnis hat sich durchgesetzt. Auch die Schweizerische Filmkammer hat dies anerkannt, und sie hat am 28. März ohne Gegenstimme, wahrscheinlich aber mit einigen Enthaltungen scheinlich aber mit einigen Enthaltungen, auf Antrag H. Neumanns, des Sekretärs der Schweiz. Arbeiter-Bildungszentrale, beschlossen:

«Die Schweizerische Filmkammer achtet den Erlass eines Bundesgesetzes



Der neueste Schweizer Film läuft erfreulicherweise immer noch in Basel, Bern und Zürich. Erst wenn Sie «Marie Louise» gesehen haben, dürfen Sie sich für andere Filme interessieren!

Zürich

- «Tschekalow» (Rex): Darum ist Russland so stark.
- «Marco sucht seine Mutter» (Capitol): Kindlich im guten Sinne.
- «Blüten im Staub» (Urban): Hoffentlich trägt dieser Blütenzweig recht schöne Früchte.
- «Eli, die Norwegerin» (Bellevue): Nicht alle norwegischen Filme sind gleich gut. Eine erfreuliche Festspielwoche: «Spencer Tracy» (Scala).

Basel

- «Frühlingsrausch» (Alhambra): Sehen Sie sich lieber einen Magnolienbaum an.
- «Schwarz auf weiss» (Capitol): Furchtbar harmlos.
- Die bemerkenswerte Reprise: «Entgleist» (Eldorado).

Bern

- «Manhattan» (Capitol): Bis auf einige starke Akzente belanglos.
- «Die zwei Waisen» (Gotthard): Waisen nicht zu empfehlen.
- «Das Mädchen von Manhattan» (Splendid): Ein Lustspielchen.



auf dem Gebiete des Filmwesens als notwendig und dringlich. Sie beantragt dem Eidgenössischen Departement des Innern, die Filmkammer mit dem Studium und womöglich mit der Vorbereitung eines Gesetzesentwurfes unter Berücksichtigung der bereits eingereichten Projekte dringlicher Bundesbeschlüsse zu beantragen.»

Die «Nation» gehört nicht zu den ausgesprochenen Verehrern des Departements des Innern. Wir wissen aber, dass dieses in Richtung Sämierung des schweizerischen Filmwesens bereits einige kraftvolle Vorstösse unternommen hat, die allerdings infolge der unzulänglichen Gesetzgebung teilweise scheitern mussten. Es ist daher anzunehmen, dass der Antrag der Schweizerischen Filmkammer vom zuständigen Departement seiner Dringlichkeit und seiner Wichtigkeit entsprechend behandelt wird.

Die «Nation» hat den «Feldzug für den guten Film» im Herbst eingestellt, obwohl das Material kaum zu einem Drittel ausgeschöpft worden war. Viele Zuschriften bewiesen, dass diese Einstellung von den Lesern teilweise nicht oder falsch verstanden wurde; sie fand aber ihre Begründung in einer Art «Gentleman's Agreement» zwischen aufbauwilligen Kreisen der Filmkammer, der Besucherorganisationen und

Die gute und die schlechte Mutter

Gedanken zur Reprise «Poil de Carotte»

Sicher ist es keine Tugend, mit den Wölfen zu heulen und einem lieben und vertrauten Nachbarland, das jetzt eine bittere Zeit des Unglücks und der Schwäche erleiden muss, Vorwürfe und Ermahnungen machen zu wollen. Dazu fehlt uns auch jede Berechtigung, weil wir ja nicht wissen, wie wir die grosse Prüfung des Krieges bestehen würden. Wenn ich es mir aber doch nicht versagen kann, einige kritische Nachbetrachtungen zu äussern, die grade das Wiedersehen mit diesem Filme in mir weckte, so nur aus dem einzigen Grunde, weil es keinen Sinn hat, im Gebiete der Kunst Vogelstrauspolitik treiben zu wollen, sondern weil ich der Ueberzeugung bin, dass wir aus den Fehlern der Vergangenheit für eine hoffentlich bessere Zukunft lernen sollten.

Der Film «Poil de Carotte» wurde bei seinem Erscheinen, und auch jetzt bei der Reprise, von der Kritik überschwänglich als ein grosses Kunstwerk des Regisseurs Duvivier gepriesen und uns jetzt als Teil jenes Frankreichs hingestellt, das noch keine Freude am destruktiven Aufzeigen und Schildern einer verlebten und degenerierten Gesellschaft hatte. Aus einer gewissen inneren Entfernung aber fiel es mir gerade bei diesem Film auf, wie grauenhaft düster und morbide uns Duvivier das Leben in diesem kleinen französischen Dorfe zeigt. Und muss es nicht bedenklich stimmen, wenn alle Mittel einer zugegeben hochentwickelten und raffinierten Kunst zu nichts Besserem gebraucht werden, als die Tragödie einer Familie lebendig werden zu lassen, die durch eine geradezu teuflische Mutter an den Rand des Verderbens gebracht wird? Und heute darf man eben doch die Frage aufwerfen, ob es nicht ein gefährliches Symptom für ein Land ist, eine so perverse, jedem menschlichen Gefühl fremde Mutter zum Mittelpunkt eines Kunstwerkes zu machen? Zur Zeit Schillers und auch noch später verlangte man vom Theater (den Film gab es damals eben noch nicht), dass es eine moralische Anstalt war, die die Aufgabe hatte, die guten Kräfte in den Menschen zu wecken, zu fördern oder zu stärken. Das gleiche sollte man wohl heute vom Film verlangen, der bei seiner grossen Massenwirkung einen noch ungleich grösseren Einfluss auf die geistige Haltung des modernen Menschen hat. — Und da komme ich nun zum Kern des Vorwurfs an den Künstler Duvivier: Auch er huldigte nur der Devise «L'art

der «Nation», da sich damals bereits eine positive Lösung abzuzeichnen begann, der vorzugreifen, unklug gewesen wäre.

Unsere Geduld wurde alsdann zwar reichlich lange in Anspruch genommen. Nun aber liegt das erste greifbare Resultat vor, ein Resultat, das geeignet ist, der Diskussion eine neue Richtung zu geben. Die «Nation» wird sich am Aufbau der Filmgesetzgebung durch konstruktive Vorschläge beteiligen. Es ist zu hoffen, dass sich die gesamte Presse des Landes mit diesem Vorstoss in gesetzgeberisches Neuland positiv auseinandersetzen wird.

Vorgesehen ist ein Rahmengesetz, das der Schweizerischen Filmkammer die notwendigen Kompetenzen einräumt, den Filmbesucher-Organisationen das ihnen zukommende Arbeitsfeld sichert und das Filmgewerbe in die Lage versetzt, seine Aufgabe nach kulturellen Gesichtspunkten in annehmbarer Weise zu erfüllen, ohne dabei wirtschaftlichen Schaden zu nehmen.

Wir werden uns im «Feldzug für den guten Film» eingehend mit den einzelnen Fragen befassen. Dies scheint um so wichtiger zu sein, als es in der Schweiz nur sehr wenig Fachleute gibt, die das Filmgewerbe in allen seinen Verästelungen kennen und zugleich in der Lage sind, den Standpunkt der Allgemeinheit zu vertreten.

Je gründlicher wir die Winkel und Abgründe dieses komplizierten Fragenkomplexes ausleuchten, je wirksamer wird der Gesetzgeber die notwendigen Massnahmen gestalten können. In diesem Sinne möchten wir unsere weiteren Artikel in dieser Sache aufgefasst wissen.



Fragender Frühling

Neue kleine Blume fragt:
Darf ich heute sein,
werde liebend ich umhegt,
bin ich nicht allein?

Neuer zarter Falter fragt:
Blaut vor mir die Luft,
sind die Winde sanft, und trägt
der Himmel meinen Duft?

Kind in seiner Kammer fragt:
Darf ich wieder springen,
ist die Erde froh bewegt,
liebt sie Spiel und Singen?

Und ich sage ungesäumt:
Blume, Falter, du auch Kind,
blüht und fliegt und spielt und träumt.
Schwärmt aus dem lange verschlossenen Tor
über die adern, Gebückten empor,
die stets noch — wie lang noch — im Dunkel sind.
Hans Roelli.

GLOSSEN WOCHEN

Zu einer illustrierten Zeitungsmeldung

«Das Leben schreibt hin und wieder Romane, die die menschliche Phantasie übersteigen. Als vor acht Jahren der Kolonialwarenhandlerner Joseph Kuonen, der Vater von vier Kindern, nach 28jähriger Ehe seine Familie und sein Walliser Dorf Salgesch verliess, um sich ganz der klösterlichen Zurückgezogenheit zu verschreiben, war das eine Sensation, von der man noch heute spricht.»

Mit Recht, wie uns scheint, wenn auch aus ganz andern Gründen, als die «Schweizer illustrierte Zeitung», die uns oblige Mär verkündet, es tut.

Wir können nun zwar nicht behaupten, dass dieser Roman an sich unsere Phantasie übersteige, unsere Phantasie wird lediglich von der Tatsache übertrumpft, dass man einen Mann, der «von einem Tag auf den andern sozusagen alles verlassen hat, was ihm lieb und teuer war, sein Heim, seinen Beruf, seine Frau und seine Kinder», dass man einen solchen Mann nicht freundlich darauf aufmerksam macht, welche Pflichten er übernommen hat, als er in den heiligen Ehesstand getreten ist. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir annehmen, dass ihm die gleiche Kirche verschiedene Gelübde abgenommen hat, die im Rahmen unserer bescheidenen Phantasie einfach nicht miteinander in Einklang gebracht werden können.

Wir wissen nicht, ob, so es um religiöse, insbesondere um konfessionelle Fragen geht, die menschliche Seite auch eine Rolle spielen darf. «Frau Hermine Kuonen lebt noch immer im Walliser Rebendorf Salgesch. Als ihr Mann sie vor acht Jahren verliess, um sich nach 28jähriger Ehe ins Kloster zu begeben, war ihr Schmerz gross», schreibt die «Schweizer illustrierte Zeitung» unter die Photographie einer alten, abgehärmten Frau, und an einer andern Stelle finden wir die folgende rührende Enthüllung: «Frau Kuonen ist stolz, ihren einzigen Sohn und noch eine Tochter der Kirche geschenkt zu haben. Und längst hat sie sich auch mit dem Verlust ihres Mannes abgefunden, mit dem sie nahezu drei Jahrzehnte eine glückliche Ehe geführt hatte. Man muss das von einer höheren Warte aus betrachten, der Entschluss des Mannes kam nicht aus der Luft. Es müssen höhere Mächte mitgewirkt haben», erklärte die in drei Jahren siebzehnjährige Frau, ein feines Lächeln im Gesicht.

Ob da nicht auch irdische Mächte mitgewirkt haben, wollen wir für heute dahingestellt lassen, indessen möchten wir doch die Frage aufwerfen, wie sich solche seltsamen Erscheinungen mit der Forderung des absoluten Familienschutzes vertragen, die ja ausgerechnet von der katholisch-konservativen Partei so heftig verfochten wird.

M.-A. St.

Y.